

HELMUT JÄGER

DAS GRAB AN DER SCHUSSEN

Oberschwaben Krimi

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: picture alliance/Thomas Warnack/dpa

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2019

ISBN 978-3-7408-0640-8

Oberschwaben Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

www.emons-verlag.de

»*Die Bläue meiner Augen ist erloschen in dieser Nacht ...*«

Erste Zeile aus dem Gedicht »Nachts«
von Georg Trakl (1887–1914)

Prolog

Vorsichtig nahm er das Buch aus dem Regal.

»Georg Trakl, Die Dichtungen«.

Wie oft er in den vergangenen zwanzig Jahren darin geblättert und gelesen hatte, wusste er nicht mehr. Neben einem Halskettchen mit goldenem Kreuzanhänger war es alles, was ihm zur Erinnerung an seine Mutter geblieben war. Vor knapp zwanzig Jahren, als er volljährig geworden war, hatte ihm seine Tante, die auch seine Pflegemutter gewesen war, beides als einziges Vermächtnis und Gedenken an seine leibliche Mutter ausgehändigt. Verpackt in einem kleinen Schuhkarton, der mit den Jahren schon etwas vergilbt, aber sichtlich bis dahin noch nicht geöffnet worden war.

Für ihn hatte es nie eine andere Mutter als seine Tante gegeben. Die Erinnerungen, die sich ein dreijähriges Kind bewahren kann, hatten sich mit den Jahren verflüchtigt. Zu seiner damals fast fünfzehn Jahre alten Stiefschwester konnte er kaum eine Beziehung aufbauen, sie verließ bereits drei Jahre später das Haus und ging zum Studieren nach Freiburg. Im Jahr darauf war auch der Onkel unerwartet verstorben. Sein noch junges Leben war vom Verlust von Bezugspersonen geprägt gewesen.

Das Buch, das er in der Hand hielt, war eingebunden, wie es früher bei Schulbüchern üblich gewesen war: dunkelblaues, leicht glänzendes Papier mit dezentem Rautenmuster, an den umgeschlagenen Innenseiten mit Klebestreifen befestigt, die er in den vergangenen zwanzig Jahren regelmäßig erneuert hatte.

Als Schüler hatte er keinen besonderen Bezug zur Literatur gehabt – und zu Gedichten schon gar nicht. Er war damals ein nüchterner Junge gewesen, der früh erwachsen geworden war.

Als er das Buch zum ersten Mal aufgeschlagen hatte, hatte

er zwischen den Seiten vierundneunzig und fünfundneunzig ein unbeschriebenes Blatt Papier gefunden. Er hatte es seitdem an dieser Stelle liegen lassen. Abgegriffen und mehrfach eingerissen, markierte es die beiden Seiten des Gedichtbandes. Traurige, schwermütige Poesie, die sich in Kopf und Gemüt eingebrannt hatte und die ihn an seine Mutter denken ließ, die er gar nicht kannte. Sie war einfach zu früh gestorben, als dass er noch irgendeine Erinnerung an sie haben konnte.

Gut sechzig Jahre alt wäre sie mittlerweile gewesen. Sie musste die Gedichte von Trakl geliebt haben, sonst hätte sie ihm das Buch nicht vermacht. Sie lebte für ihn und mit ihm noch zwischen diesen Gedichten.

Der Wunsch, mehr über sie zu erfahren, war immer mehr zum Bedürfnis und in letzter Zeit beinahe zur Obsession geworden. Damit ging er abends schlafen, und damit wachte er am Morgen auf. Seine Tante und Pflegemutter konnte er nicht mehr fragen, sie war schon lange gestorben.

Er hatte kein Bild von seiner leiblichen Mutter, nichts, nur diesen Gedichtband. Darin zu blättern bereitete ihm zunehmend Unbehagen. Die Gedichte hatten Besitz von ihm ergriffen. Er suchte in ihnen seine Mutter, fand darin aber nur Schwermut, Dunkelheit und Tod. Dennoch kam er nicht los davon.

Behutsam strich er mit der linken Hand über den Buchrücken. Am Rückenfalz hatte der Einband schon seit geraumer Zeit einen langen Riss, den er endlich reparieren sollte. Den Umschlag einfach wegzureißen oder zu erneuern wäre nie in Frage gekommen.

Er hob ihn etwas an, um zu prüfen, ob sich die gerissenen Stellen nahtlos aneinanderfügen ließen. Da entdeckte er ein kleines Eckchen Papier. Vorsichtig bekam er es mit Daumen und Zeigefinger zu fassen und zog es hervor.

Ebenso wie das Blatt im Buch war es einmal gefaltet und kariert, vermutlich aus einem Schulrechenheft herausgetrennt.

Es war beidseitig mit geradliniger, eleganter Schreibschrift beschrieben.

Das Schreiben musste schon seit fast vierzig Jahren zwischen Einband und Buchrückseite gelegen haben. Die Schriftfarbe und das Blatt selbst zeigten außer dem scharfen Falz kaum Alterungsspuren.

23. April 1983

Mein lieber kleiner Sohn,

ich weiß nicht, ob du diesen Brief jemals finden wirst. Ich weiß auch nicht, ob ich überhaupt will, dass du ihn findest. Sollte es doch so kommen, dann bist du schon erwachsen. Ich werde Isi und Max bitten, dich zu sich zu nehmen. Dann kannst du in einer richtigen Familie aufwachsen, du wirst sogar eine ältere Schwester haben. Ich werde hinterlassen, dass du dieses Buch an deinem achtzehnten Geburtstag bekommen sollst, das ist mir wichtig. Du bist noch so klein. Ich wünsche mir für dich, dass du so leben kannst, als hätte es mich nicht gegeben. Ich hätte dir nie ein schönes Familienleben bieten können. Ich hoffe auch, du wirst vergessen, wie oft ich dich allein bei Isi und Max lassen musste, wenn ich wegmusste. Ich werde nicht erfahren, ob du jemals danach fragen wirst, wer deine wirklichen Eltern waren. Ich habe unsägliche Angst davor, dass du mich eines Tages fragen wirst, warum du keinen Papa hast. Ich würde es dir auch nicht sagen können, weil ich es nicht weiß! Ich würde dich nie belügen können, und ich würde es aber auch nicht ertragen, dir die Umstände erzählen zu müssen, warum es dich gibt. Ich kann es dir nicht einmal schreiben. Ich habe geschwiegen, geschwiegen, ich bin schuld daran, weil ich nicht darüber reden kann, jetzt nicht und in Zukunft nicht. Ich habe die Erinnerung verloren. Ich habe ihre Gesichter verbrannt, zerschlagen, gelöscht,

vergessen. Mit meiner kranken Seele und meinem kranken Körper würde ich nie eine Mutter sein können, die dich unbeschwert und lebensstüchtig macht. Du wirst es bei Isi, Max und Sibylle gut haben.

Die letzten Sätze brannten sich augenblicklich in sein Gedächtnis ein. Er hatte es geahnt, nein, er hatte es immer gewusst: Mit seiner Mutter hatte etwas nicht gestimmt. Kein junger, lebensfroher Mensch konnte Gefallen an den Werken eines schwermütigen Dichters finden, der an Drogen oder möglicherweise sogar durch Selbstmord gestorben war. Alle hatten ihm die Wahrheit vorenthalten, seine Tante, der Onkel und die Cousine. Sie hatten ihn in dem Glauben gelassen, seine Mutter sei früh an einer schweren Krankheit gestorben. Das war sie nicht, es musste etwas Schlimmes mit ihr passiert sein.

Waren sie sogar darin verwickelt? Er würde es herausfinden.

Er faltete das Blatt zusammen, schob es vorsichtig zurück an seinen Platz zwischen Buchdeckel und Einband und reparierte die gerissene Stelle mit einem Stück Klebefilm.

Otto Forselius krümmte sich im Polstersessel. Die Schlinge aus Kabelbindern um seinen Hals ließ ihm nur so viel Luft, dass er gerade noch leise röchelnd atmen konnte. Jeder Ansatz eines Hilfeschreis erstarb in endlosem Würgen.

In seinem Hals hämmerte der Puls, und das Blut in seinem Kopf schien zu kochen, wie kurz vor dem Siedepunkt. Es fühlte sich an, als würde jede weitere Bewegung seinen Kopf in Stücke reißen.

Er spürte eine Bewegung auf der anderen Seite des Tisches. Unter äußerster Anstrengung hob er seine geschwellenen Augenlider so weit, wie er konnte.

Sein Gegenüber hatte sich aus dem Sofa erhoben und lief eine gefühlte Ewigkeit im Zimmer auf und ab, dabei vernahm Forselius ein permanentes, leises Murmeln. Er zählte seine Schritte. Jeder Schritt eine Zahl, exakt wie ein Sekundenzeiger. Was hatte der Mann vor mit ihm? Er hätte ihn schon längst töten können, für Forselius wäre es eine Erlösung gewesen. Warum ließ er ihn so erbärmlich leiden?

Die Todesangst fraß sich durch den geschundenen Körper. Dann verschwand er aus seinem Blickfeld, die Schritte und das Murmeln hörten plötzlich auf, und Forselius spürte einen leichten Luftzug. War er auf die Toilette oder in die Küche gegangen? Oder wollte er sich auf der Veranda die Füße vertreten?

Zwischen der unsäglichen Angst und den unerträglichen Schmerzen machte sich in Otto Forselius urplötzlich ein letzter Rest von Lebenswillen bemerkbar. Er reagierte wie ferngesteuert, er hatte nichts mehr zu verlieren – zu gewinnen sowieso nichts mehr.

Der Mann, von dem er bisher nur die Augen hinter der gezogenen Kapuze gesehen und die Stimme gehört hatte, hatte

ihm irgendwann die Fesseln an den Handgelenken gelöst, die Schlinge um den Hals aber nicht. Forselius rutschte vom Sessel auf die Knie und hangelte sich mit seinen von den Fesseln geschundenen Händen an der Sofatischkante entlang zu seinem Notebook, an dem der andere gerade noch gesessen hatte. Er konnte seine Augen nicht mehr richtig öffnen, um auf den Bildschirm zu sehen, und musste seinen Kopf deshalb in den Nacken beugen, was ihm beinahe völlig die Luft raubte und einen weiteren Würgeanfall auslöste.

Schemenhaft erkannte er, dass sein Mailprogramm geöffnet war. Er ertastete die Maus rechts vom Notebook – und plötzlich war er klar wie seit Stunden nicht mehr. »geh@horger-holzbau.com«, stand in der Adresszeile, das Textfeld war noch leer.

Sofort wurde Forselius bewusst, dass der andere beabsichtigte, eine Nachricht an die Adresse zu senden, die er förmlich aus ihm herausgeprügelt hatte. Mit zitternden Fingern schaffte er es gerade noch, die Mailadresse seines Bruders in die zweite Empfängerzeile zu setzen, da vernahm er Schritte. Er klickte auf »Senden«.

Otto Forselius konnte aus seiner Studienzzeit noch leidlich gut Deutsch. Der Tod sprach, nein, er schrie auf Deutsch: »Scheiße, was hast du da gemacht? Scheiße! Scheiße!«

Der andere packte Forselius mit der linken Hand am Hemdkragen und zog mit der rechten so lange am Kabelbinder an seinem Hals, bis er nach einigen spastischen Zuckungen leblos auf den Holzboden sank. Er holte aus der Küche ein Papiertuch und wischte die Spucke ab, die Forselius im Todeskampf auf der Notebooktastatur und auf dem Tisch hinterlassen hatte. Er konnte sich keinen ungezügeln Zorn leisten, ein klarer Kopf war gefragt.

Forselius Tod war geplant gewesen, aber über die Konsequenzen der fehlgeleiteten Mail musste er sich auf der Rückreise Gedanken machen. Ein weiterer Fehler durfte ihm nicht noch einmal unterlaufen.

Die Liste war abgearbeitet: Autoschlüssel, Kreditkarten, Bankkarten, Reisepass, Handy, Ladegerät, Notebook mit Ladegerät, sämtliche PINs, Passwörter und Zugangsdaten für Bankkonto, Handy, Notebook, E-Mail- und Facebook-Account.

Er faltete das Blatt mit den notierten PINs und Passwörtern und schob es zusammen mit den Bankkarten in einen wiederverschließbaren Plastikbeutel. Dann öffnete er den Reißverschluss seines weißen Einwegoveralls, steckte den Beutel in die Brusttasche seiner Fleecejacke, die er darunter trug, vergewisserte sich, dass das Notebook ausgeschaltet war, und packte es in seinen kleinen Rucksack. Danach ging er in die Schlafstube und blickte sich um.

Das massive Bett aus Kiefernholz war ungemacht. Er schüttelte Decke und Kopfkissen, strich beides glatt und warf die Tagesdecke darüber, die auf der anderen Hälfte lag. Das Wasserglas auf dem Nachtkästchen ließ er stehen.

Im Zimmer gab es keinen Kleiderschrank, aber eine Schiebetür, die den Zugang zu einer kleinen, begehbaren Ankleide bot. Er knipste den Lichtschalter an, die auf dem Boden liegende Schmutzwäsche ignorierte er.

In einem Regalfach neben der Kleiderstange fand er einen kleinen schwarzen Hartschalenkoffer, den nahm er mit. Den Rucksack mit dem Notebook hatte er schon geschultert.

Zur Sicherheit schritt er noch einmal die Wohnstube ab und überprüfte, ob es genauso aussah wie vor knapp zwei Stunden, als er das Blockhaus am Päijännesee im Südwesten Finnlands betreten hatte, um das zu tun, was er lange vorbereitet hatte. Dann öffnete er die Tür nach draußen.

Alles war ruhig, der See schimmerte spiegelglatt durch die hochgewachsenen Kiefern und Birken, deren Blätter ein leiser Windhauch sanft bewegte. Er blockierte die Tür mit dem Rucksack, um sie am Zufallen zu hindern, und zog den Toten nach draußen.

Anschließend rückte er Tisch, Sessel und Teppich wieder

zurecht und trat mit dem kleinen Koffer in der Hand auf die Veranda hinaus. Nach einem letzten Kontrollblick zurück in die Wohnstube ließ er die Tür hinter sich ins Schloss fallen, sperrte ab und legte den Zweitschlüssel in eine Balkenritze unter der Veranda. Dort, wo Forselius ihn immer deponierte, das wusste er nun auch. Koffer und Rucksack ließ er auf der Veranda stehen.

Der Zeitpunkt schien günstig zu sein. Für den bald anbrechenden neuen Tag war Regen angekündigt. Wenn er Glück hatte, würde sich die dunkle Wolkenwand, die bereits im Westen erkennbar war, über den Horizont schieben und der skandinavischen Frühsommernacht ihre Helligkeit nehmen.

Schon vor Tagen hatte er das Gelände, das Blockhaus und das Nebengebäude sondiert. Er ging den schmalen Pfad zwischen fast kniehohen Blaubeersträuchern zum Holz- und Geräteschuppen, der zwischen zwei hohen Kiefern stand, holte die Schubkarre heraus und schob sie zum Haus. Die Radnabe quietschte hörbar, aber nicht laut genug, als dass er sich Gedanken darüber hätte machen müssen.

Um zu den nächstgelegenen beiden Sommerhäusern in der Nachbarbucht zu kommen, musste man eine andere Zufahrt vom Hauptweg durch den Wald benutzen oder mit dem Boot um die mit Kiefern und Birken bewachsene Landzunge herumrudern. Von dort war er gekommen.

Es gab keinen Sichtkontakt. Es war Anfang der Woche und die Häuser waren vor den Sommerferien, die in Finnland erst an Mittsommer begannen, nur an den Wochenenden bewohnt. Auch das hatte er überprüft, bevor er das Boot vom Steg eines der Häuser entwendet hatte, weil Forselius sein Boot nicht am Steg gehabt hatte – was ihn überrascht hatte, das war nicht geplant gewesen.

Vor der Holzterrasse zur Veranda stellte er die Karre ab. Er ging in die Hocke, fasste den toten, strangulierten Körper unter den Oberarmen und in den Kniekehlen und hievte ihn in die

Schubkarre, sodass er in der Wanne lag, Kopf und Unterschenkel aber nach außen hingen. Mehr Platz gab es nicht.

Er rollte die Karre den von Wurzelwerk und Granitfelsen gesäumten Pfad zum Bootssteg hinunter. Bevor er den Körper auf den Steg kippte, vergewisserte er sich im Schutz des Ufergebüsches noch einmal, ob auch wirklich niemand auf dem See unterwegs war. Aber das hätte er gehört, alle Anwohner fuhren ihre Boote mit Außenborder. Geräusche wären weit über den See zu hören gewesen, wie das Gezeter einer Möwenkolonie draußen auf einer kleinen Felseninsel zeigte.

Er stieg in das dicht am Steg festgemachte Boot und zog den toten Körper langsam hinein. Dann kletterte er auf den Steg, schob die Karre nach oben und stellte sie in den Schuppen zurück. Von der Veranda aus ließ er seinen Blick ein letztes Mal über den See schweifen. Es war kurz nach Mitternacht, alles war still, die Möwen waren nicht mehr zu hören. Die Natur hatte ihre biologische Uhr auf Nachtruhe gestellt, auch wenn es um diese Jahreszeit bereits kaum dunkel wurde. Die Wolkenwand war nicht vorangekommen.

Dann schnappte er sich den kleinen Koffer und den Rucksack und ging hinunter zum See. Am Steg angekommen, ließ er sich ins Boot gleiten und legte Rucksack und Koffer ab. Aus einer schwarzen Sporttasche, die er im Boot gelassen hatte, holte er eine Bleiweste hervor. Er war gut vorbereitet. Nachdem er die Gummihandschuhe, die Einwegfüßlinge und den Overall ausgezogen hatte, stopfte er alles zusammen mit dem kleinen Rucksack in die Tasche und zog den Reißverschluss zu. Anschließend legte er dem Toten die Bleiweste um und löste die Kette vom Steg.

Mit der rechten Hand stieß er das Boot ab und setzte sich in die Mitte, den gekrümmten Körper des Toten zwischen den Beinen. Langsam, Meter für Meter, glitt es vom Ufer weg. Nun ergriff er die Ruder, steckte sie in die Beschläge und ruderte mit langsamen, lautlosen Schlägen in Richtung Südwesten zur nächsten Bucht, in der es keine Sommerhäuser mehr gab.

Als das Blockhaus allmählich aus seinem Blickfeld verschwunden war, holte er die Ruder ein, griff hinter sich nach der Sporttasche und holte daraus ein kurzes Metallrohr hervor. Daran befestigte er eine Schnur, beides hatte er auf der Fahrt hierher in einem Baumarkt gekauft.

Langsam kam das Boot zum Stillstand. Er ließ das Rohr ins Wasser gleiten und lotete die Tiefe aus. Sobald die Schnur die Spannung verloren hatte und das Rohr demnach auf dem Grund lag, knüpfte er einen Markierungsknoten und holte es ein. Vom Knoten weg zog er die Schnur Meter für Meter durch beide Hände. Er schätzte die Tiefe auf gut fünfzehn Meter – das musste reichen.

Forselius hatte in den vergangenen Stunden gelegnet, geschrien, gefleht, gewinselt. Er hatte es ignoriert und ihn keines Blickes gewürdigt, ihm nicht in die Augen geschaut, er war es nicht wert gewesen. Nur über ihn hinweg, an ihm vorbei oder durch ihn hindurch hatte er gesehen. Mit der Fußspitze stieß er gegen den Kopf, der langsam zur Seite kippte. Nun sah er ihm zum ersten Mal direkt in die Augen. Er blickte in erstarrtes Weiß, die Pupillen waren fast gänzlich hinter den Lidern verschwunden. Konnte es sein, dass Forselius grinste und ihn noch im Tod verhöhnte? Oder fletschte er einfach nur die Zähne? Es waren Verachtung und Selbstgefälligkeit, die er zu sehen glaubte. Noch im Tod zeigte ihm dieser Mann sein wahres Gesicht.

Er griff dem Toten unter die Achseln, zog ihn langsam und vorsichtig auf die Bootsante, darauf bedacht, dass das Boot nicht krängte und voll Wasser lief. Stück für Stück schob er so den Körper über Bord und ließ ihn ins Wasser gleiten, spurlos verschwinden, für immer. Das Metallrohr mit der Schnur versenkte er ebenso.

Danach wusch er seine Hände im See, als wolle er sich von der Berührung mit dem Toten reinwaschen. An seiner Jacke rieb er sie anschließend trocken, nahm die Ruder auf und steuerte auf

das dicht bewaldete, unbewohnte Ufer zu, wo Weidengestrüpp zwischen zwei Schilfgürteln bis ins Wasser wucherte. An einem großen, flachen Felsen legte er an, schulterte den Rucksack, warf die Reisetasche ans Ufer und klemmte sich den Koffer unter den rechten Arm. Während er sich schließlich mit der linken Hand an einem Busch festhielt, stieg er vorsichtig aus dem Boot und gab ihm mit dem Fuß einen Stoß. Ohne sich noch einmal umzudrehen, verschwand er zwischen dem Weidengestrüpp im Wald.

Eine leichte, ablandige Brise war aufgekommen. Das Boot, das vorn an beiden Seitenplanken den Namen »Kissa« trug, schaukelte sanft im Rhythmus der Wellen und trieb langsam auf den See hinaus. Die Ruder hingen über Bord und klopften mit leisen, dumpfen Schlägen an den Rumpf.

Auf der anderen Seite des Sees legte sich ein orangeroter Streifen hinter die Wipfel der hochgewachsenen Kiefern und Fichten. Es war nicht mehr lange bis Mittsommer am Päijänne-see in Mittelfinnland. Der Tag wollte nicht gehen und die Nacht nicht kommen.

Jorma Peltonen, Mathematiklehrer aus Jyväskylä, stand auf dem Steg vor seinem Sommerhaus und ließ den Blick über die Bucht schweifen. Er war mit seiner Familie aus der nahen Stadt gekommen, um das Wochenende im Blockhaus am Päijännesee zu verbringen. Er war in diesem Jahr erst einmal da gewesen, das war Ende April, um nach dem Rechten zu sehen und das Boot auszuwintern. Mittlerweile war es Ende Mai, in gut drei Wochen würde das Mittsommernachtsfest stattfinden. Wie jedes Jahr hatten sie Freunde zur Feier eingeladen, da gab es im und um das Haus herum noch einiges zu tun.

Es war eine Stunde vor Mitternacht, die Kinder lagen bereits in ihrer Kammer in den Stockbetten, und Liisa, seine Frau, bereitete ein kleines Nacht Mahl für sie beide vor.

Obwohl er große Lust dazu verspürte, war keine Zeit für einen Saunagang. Er genoss nur noch kurz die schönsten Augenblicke, die der See an einem späten Frühsommerabend reichlich bot. Die Schnaken waren glücklicherweise noch nicht aktiv, der Winter war lang und kalt gewesen und das Frühjahr trocken. Der See hatte einen niedrigeren Wasserstand als in den Jahren davor.

Die vergangenen zwei Tage hatte es geregnet, nun war über Mittsommer hinaus schönes Wetter angekündigt worden. Im Nordwesten hatte sich die Sonne am Horizont auf ihre kurze Nachtruhe eingerichtet. Sie schickte ihre letzten Strahlen in die Bucht und färbte den Wald rotgolden, darin leuchteten die Birken wie Säulen aus weißem Marmor.

Das Wasser war ruhig, spiegelglatt und dunkel. Man konnte am Ende des Steges nicht mehr auf den Grund sehen. Ein paar Seerosen wuchsen vor der Badeleiter der Wasseroberfläche entgegen. Er würde sie entfernen müssen, sie würden beim Schwimmen stören.

Hier und da raschelte und platschte es im Schilf, ein Hecht war auf spätem Raubzug. Weit draußen auf einer kleinen Felseninsel mitten im See stritt eine Möwenkolonie um die besten Brutplätze. Ihr zänkisches Geschrei hallte über den See.

Es war kühler, als er dachte, und es war Zeit zum Essen. Das große Fenster in der Wohnstube bot einen ebenso schönen Blick auf den See.

Schnell wollte er noch am Wasserthermometer, das an einem Pfahl befestigt war, die Temperatur kontrollieren. Da bemerkte er es: Das Boot war weg.

Jorma Peltonen hatte sich das Wochenende anders vorgestellt. Er war nach dem Frühstück nach Jyväskylä zurückgefahren und saß nun im Polizeirevier in der Urhonkatu. Kommissar Koivuranta hatte protokolliert, dass Peltonens Boot vom Steg des Sommerhauses in der Ristinselkäbucht am Päijännesee abhandengekommen war. Ebenso stand im Protokoll, dass Jorma Peltonen glaubhaft versicherte, das Boot nach seinem letzten Besuch im Sommerhaus am 17. April, als er den Außenborder nach einem langen Winter startklar gemacht und eine kleine Runde auf dem See gedreht hatte, an Land gezogen und mit einer Kette und einem Vorhängeschloss am Ausgang zum Steg angekettet zu haben. Nicht ohne danach den teuren Außenbordmotor abzumontieren und mit nach Hause zu nehmen. Das machte er schon seit Jahren so, wenn sie über einen längeren Zeitraum nicht ins Sommerhaus kamen.

Einbrüche in Sommerhäuser und gestohlene Bootsmotoren gehörten zur Routine finnischer Polizeiwachen von Helsinki bis Lappland. Beide, Kommissar Koivuranta und Jorma Peltonen, fanden es allerdings ungewöhnlich, dass ein Boot ohne Motor abhandengekommen war. So, wie es offensichtlich gesichert gewesen war, konnte es sich nicht selbst losgerissen haben und

aus der Bucht auf den offenen See abgetrieben worden sein. Die Kette musste folglich mit einem Bolzenschneider geknackt und das Boot mit einem Trailer abtransportiert worden sein.

Ein ungewöhnlicher Aufwand für ein Boot, von dessen Sorte es auf den finnischen Seen Tausende gab, davon mit Sicherheit viele, die mit geringerem Aufwand zu stehlen gewesen waren als Peltonens Boot weit ab von der Landstraße in der Ristinselkäbucht. Zumal er an beiden Seiten am Kiel auch noch den Kosenamen seiner kleinen Tochter aufgemalt hatte.

Da Jorma Peltonen in den Augen des Kommissars eine absolut integre Person war, wollte er an einen Versicherungsbetrug gar nicht denken.

Koivuranta empfahl Jorma Peltonen, in den größeren Ortschaften rund um den Ristinselkä, in Muurame und Säynätsalo sowie in den Dorfkaufäden der kleinen Kirchdörfer, wo viele Seeanwohner einkaufen gingen, eine Verlustanzeige aufzuhängen. Vielleicht war das Boot doch irgendwo angetrieben oder aufgefunden worden.

Die Promenadencafés waren an diesem späten Junivormittag schon gut besucht. Es kündigte sich ein traumhaft sonniges Wochenende an, das Lust auf einen langen und schönen Sommer machte.

Genau von diesem Gefühl ließ sich Carl Sopran treiben, als er die Uferpromenade in Friedrichshafen am Bodensee entlangschlenderte. Vorbei an einem griechischen Restaurant, wo in der Küche vermutlich bereits die ersten Souvlaki-Spieße und Lammkoteletts auf dem Grill lagen. Es duftete verlockend bis nach draußen.

Sopran steuerte auf einen leeren Tisch in einem Eiscafé zu, rückte sich einen der drei Korbstühle so zurecht, dass er freien Blick auf den See hatte, aber auch das Publikum auf der Promenade beobachten konnte. Dann holte er sein Handy aus seinem Leinensakko, legte es auf den Tisch, hängte das Sakko über die Stuhllehne und setzte sich.

Kaum hatte er sich niedergelassen, die Beine ausgestreckt und seine Sinne auf Entspannung programmiert, trafen ihn die ersten Akkorde einer Polka wie ein Keulenschlag. Den Akkordeonspieler, der sich ein paar Meter weiter auf der Promenadenmauer niedergelassen hatte, hatte er nicht bemerkt. Das war das Letzte, was er ertragen konnte. Also, was tun? Aufstehen und ein neues Café suchen?

Der Straßenmusikant drückte und zerrte an seinem Instrument und blickte erwartungsvoll in die Runde. Es war eingetreten, was Sopran befürchtet hatte: Links und rechts sah er wippende Füße und im Takt nickende Köpfe.

Er spürte es förmlich körperlich, wie seine Stimmungslage von Entspannung auf Aggression umschwenkte. Er war sich sicher, auch wenn er ein paar Häuser weiterzog, den Kerl würde

er nicht los, die Seepromenade war heute seine Bühne und der Hut am Vormittag vermutlich noch leer.

Nachdem er sich bei der Polka so heftig ins Zeug gelegt hatte, ließ der Musikant es bei einem elegischen Stück, das sich irgendwie russisch anhörte, ruhiger angehen.

Sopran wechselte einen Blick mit einem jungen Mann, der drei Tische weiter vor seinem Laptop saß und auch reichlich genervt wirkte. Da schoss Sopran ein Gedanke durch den Kopf – er würde sie beide erlösen.

Er wartete, bis der Musikant das Stück beendet hatte, stand auf und trat auf ihn zu.

Er könnte aus Rumänien kommen, dachte er, als er sich ihm genähert hatte. Alter nicht bestimmbar, irgendwo zwischen fünfzig und siebzig, Stoppelbart, Basketballmütze mit adidas-Logo, schwarzes T-Shirt, Baumwoll-Trainingshose und die Füße in Sandalen ohne Socken, aber nicht ungepflegt.

Es tut mir ja leid, aber ich halte das einfach nicht aus, rechtfertigte sich Sopran vor sich selbst. Er konnte es nicht ertragen, wenn er mit Musik terrorisiert wurde, die er nicht hören wollte.

In der Brusttasche seines Hemdes hatte er einen Zehn-Euro-Schein stecken, den hielt er dem Musikanten hin. »Den bekommen Sie, wenn Sie ein paar hundert Meter weitergehen.«

Der Musikant fixierte ihn, nicht erstaunt, nicht gekränkt, eher gleichgültig. Er nahm den Schein, steckte ihn in seine Hosentasche, packte seine Harmonika in den Koffer, hievte den Koffer auf den Gepäckträger eines alten, klapprigen Fahrrades, befestigte ihn mit einem Spanngurt und schob sein Rad die Promenade entlang, bis er sich zwischen den Spaziergängern verlor.

Sopran ging an seinen Tisch zurück und setzte sich mit Blick auf den See. Er nahm das Handy, das noch dort lag, schaltete es aus und ließ es in die rechte Sakkotasche gleiten. Er war hierhergekommen, um seine Ruhe zu haben, zu entspannen

und dennoch unter Leuten zu sein. Das war aber nun vorbei, er war aufgewühlt, und seine Gedanken fuhren Geisterbahn.

Sopran sah sich auf dem Boden liegen. Der Vermummte hatte ihm die Handschellen von den am Rücken gefesselten Händen genommen, die Kopfhörer abgesetzt, den MP3-Player abgenommen und eine Plastikflasche vor ihm abgestellt. »Sparkling Water« konnte er mit Mühe auf dem Etikett entziffern, nur ein schmaler Lichtstrahl durchschnitt den Verschluss wie ein Laser. Er kam durch einen kleinen Spalt zwischen den Brettern, mit denen das Fenster ohne Glas von außen vernagelt sein musste.

Sein steifer Rücken schmerzte vom stundenlangen Liegen auf einer dünnen Matratze, wo er mit jeder Körperbewegung den harten Boden spürte. Er richtete sich auf, tastete im Knien nach der Flasche. Der Lichtstrahl zielte auf seine Hände, die so sehr zitterten, dass er die Flasche kaum öffnen konnte. Der Verschluss fiel ihm aus der linken Hand, er hörte ihn auf den Boden fallen und davonrollen.

Mit beiden Händen versuchte er, die Flasche zur Nase zu führen, um zu riechen, was sie ihm zum Trinken vorgesetzt hatten. Es war Wasser, aber es roch fahl und abgestanden.

»Hallo ... möchten Sie etwas bestellen?«

Sopran zuckte zusammen, hob ruckartig den Kopf und blickte einer jungen Frau direkt in ihre blauen Augen, die sich nicht mit den dunklen Lidschatten, dem exakt aufgetragenen schwarzen Lippenstift und den tiefschwarz gefärbten Haaren, die streng zu einem Knoten mit schwarzem Band nach hinten gekämmt waren, vertrugen.

Sopran nahm seine Sonnenbrille ab, rieb sich die Augen, massierte sich den Nacken und setzte sie wieder auf. Die junge Frau warf ihm einen ratlosen oder auch abfälligen Blick zu, ging zum Nebentisch, räumte zwei Kaffeetassen ab und verschwand damit im Café.

Die Sonne schien ihm seitlich ins Gesicht, er wechselte auf den anderen Stuhl, der ihm Schatten unter dem Sonnenschirm bot. Er verspürte Durst und griff zur Getränkemkarte, die auf dem Tisch lag, die junge Schwarzhaarige musste sie ihm hingelegt haben.

Obwohl er wusste, was er wollte, blätterte er in der Karte vor und zurück, um sich abzulenken. Nach und nach bekam er Ordnung in das Chaos, das sich in seinem Kopf breitgemacht hatte. Er war hier, hier war er zu Hause. Hier versuchte er, sesshaft zu werden, und es war nicht der schlechteste Platz auf dieser Welt.

Da war sie wieder. Er sah auf einen wippenden rechten Fuß in schwarzen Strümpfen und halbhohen schwarzen Stiefeletten. Er blickte nach oben, ihre Blicke trafen sich, sie sah ihn fragend an.

»Ein Mineralwasser mit Zitrone, aber die Zitrone auf den Rand gesteckt, bitte.«

Vermutlich dachte die Bedienung: Sonst noch was? Zumindest ließ ihr Gesichtsausdruck darauf schließen. Sie wandte sich ab und nahm am Nebentisch eine weitere Bestellung auf.

Er sah auf den See hinaus. Eine stattliche Yacht hatte gerade den Hafen des Württembergischen Yachtclubs verlassen und tuckerte an der Promenade vorbei. Die Crew machte keine Anstalten, die Segel zu setzen, es war auch sinnlos, es war Flaute, das wusste er auch als Nichtsegler. Es war frühlommerliches Badewetter, kein Segelwetter.

Von Süden, aus dem Schweizer Romanshorn kommend, näherte sich die Autofähre dem Stadthafen. Die andere Seite des Sees kannte er noch gar nicht. Aber auch sonst hatte er noch nicht viel vom Bodensee gesehen, seit er vor zwei Jahren mit Marietta aus München in die Gemeinde bei Ravensburg gezogen war. Es kam ihm wie eine Episode vor, die ein Ende suchte, es aber nicht fand.

Marietta hatte sich auf ihn eingelassen, obwohl ihr klar ge-

wesen sein musste, dass es eine schwierige Beziehung werden würde. Schließlich hatte ihre befreundete Kollegin ihn fast ein halbes Jahr therapiert, als sie ihn im Dezember 2014 aus Afghanistan zurück nach München geflogen und zuerst in die Innere Abteilung des Krankenhauses gebracht hatten, in dem Marietta arbeitete. Dort wurde seine Nierenquetschung behandelt, die sie ihm während seiner zweiwöchigen Gefangenschaft zugefügt hatten.

Dort hatte er auch Dr. Marietta Grünbaum kennengelernt. Danach war er in eine psychiatrische Klinik gekommen, zur Beobachtung, wie es zuerst geheißen hatte. Es wurden vier Wochen. Man diagnostizierte eine posttraumatische Belastungsstörung. Anschließend konsultierte er auf Anraten von Marietta noch bis Mai 2015 einmal wöchentlich ambulant die befreundete Psychotherapeutin. Mit deren Hilfe hatte er gelernt, das Ganze wie die Folgen eines Berufsunfalls zu sehen. Wie ein Zimmermann, der vom Dach gefallen war, sich die Knochen gebrochen hatte und lernen musste zu akzeptieren, dass er seinen Beruf nicht mehr ausüben konnte und umschulen musste.

Bereits ein Jahr später war Marietta eine lukrative Stelle an der Oberschwabenklinik in Ravensburg mit einem Lehrauftrag an der Universität Ulm angeboten worden. Sopran ging mit, er hätte nicht gewusst, wo er sonst hinsollte.

Nun wohnten und lebten sie hier. Vielleicht musste es so kommen, damit er zum ersten Mal seit fünfzehn Jahren für einen längeren Zeitraum sesshaft wurde.

Carl Sopran war ein guter investigativer Journalist gewesen, ein verdammt guter sogar, aber ein Einzelgänger mit exzellenten Kontakten weltweit, ein Spürhund mit Stift, Kamera und Notebook. Seine Kontakte und Quellen waren legendär, je nach Bedarf offiziell, inoffiziell oder auch konspirativ, wie es die jeweilige Recherche erforderte.

Er hatte sich seit mehr als zehn Jahren an keine Redaktion mehr gebunden. Seine Recherchen und Reportagen waren be-

geht. Er konnte sich aussuchen, für wen er im Auftrag recherchierte oder wen er mit eigenen Reportagen belieferte: die großen Magazine, die überregionale deutsche und auch internationale Tagespresse. Bei allen stand er immer ganz oben auf der Liste, wenn es galt, für heikle Recherchen und Reportagen nicht auf eigenes Personal zurückgreifen zu müssen.

Er hätte auch einen passablen Geheimdienstagenten abgegeben. Und tatsächlich hatten diverse Geheimdienste nicht nur einmal versucht, ihn anzuwerben oder Informationen abzuschöpfen. Er hatte immer widerstanden. Dieses eine Mal hätte ihn seine Konsequenz beinahe Kopf und Kragen gekostet.

Das Mineralwasser stand auf dem Tisch, natürlich schwamm die Zitronenscheibe obenauf. Er fingerte sie aus dem Glas, nahm sie in den Mund, sog sie aus und ließ sie in den Aschenbecher fallen. Anschließend nahm er das Glas, trank es mit großen Schlucken halb leer und stellte es ab.

Bei einem kurzen Blick auf seine Armbanduhr stellte er fest, dass er erst seit knapp zehn Minuten hier saß. Es kam ihm länger vor, und er hatte auch plötzlich keine Lust mehr, er hatte ihn sich anders vorgestellt, seinen vormittäglichen Ausflug an den See. Wie, wusste er auch nicht so recht, so aber auf keinen Fall.

Er trank das Glas leer, grub drei Euro zwischen einem Papiertaschentuch und der Parkkarte aus seiner Hosentasche, legte die Münzen auf den Tisch. Mit dem Sakko über der Schulter verließ er das Café Richtung Parkgarage.

Wenige Minuten später steuerte er Mariettas schwarzes Golf-Cabrio aus dem untersten Parkdeck, stoppte nach der Schranke noch einmal, ließ das automatische Verdeck nach hinten klappen und reihte sich in den Verkehr stadtauswärts Richtung Norden ein.

Marietta musste schon in Frankfurt sein, sie hatte den ersten Flug ab Friedrichshafen mit Lufthansa genommen, am Vormittag ging ihr Flug nach Chicago, zu einem Ärztekongress. Er war mit der Bahn von Ravensburg zum Flughafen gefahren

und hatte dort ihren Golf abgeholt, die Parkkarte für die Ausfahrt hatte sie wie abgesprochen am Ticketschalter hinterlegt.

Auf Höhe des Bodensee-Airports schwebte gerade eine Maschine zur Landung ein.

Wieder mal abheben wäre auch nicht schlecht, dachte Sopran. Zum Beispiel nach L.A. und den Highway 1 hoch bis San Francisco. Schon ewig hatte er auf keiner Harley mehr gesessen. Aber Marietta hatte für Motorräder nichts übrig und für die USA eigentlich auch nicht. Pikanterweise war sie gerade auf dem Weg dorthin.

Unterwegs hielt er noch kurz an einem Obststand an der Straße und holte sich eine kleine Schale Kirschen. Er stellte sie neben sich auf den Beifahrersitz und naschte während des Fahrens davon, die Kerne spuckte er gekonnt übers heruntergekurbelte Seitenfenster hinweg.

Als er wenige Minuten später den Blinker setzte, um die Schnellstraße an der Ausfahrt Ravensburg-Nord zu verlassen, war die Schale beinahe leer gegessen.

Kurze Zeit später parkte er den Golf unter dem Carport der Doppelhaushälfte, die er mit Marietta zusammen gemietet hatte. Es gefiel ihm hier. Es war gar nicht so provinziell, wie er gedacht hatte. Die Stadt war nah und hatte Flair, viele nette Kneipen und Restaurants. Und der Sommer kam ja erst.

Er schloss die Haustür auf, holte die Post aus dem Briefkasten und hängte sein Sakko an die Garderobe. In der Küche öffnete er die Briefe. Der erste beinhaltete die Stromabrechnung, im zweiten wurde ihm vorgeschlagen, seine Krankenversicherung zu optimieren, und der dritte Brief kam endlich vom Verlag. Er hatte ein Buch, das zum Thema »Afghanistan und seine dauerhafte Befriedung« erscheinen sollte, lektoriert. Den Autor kannte er gut, er war als langjähriger Korrespondent der ARD in Asien und Nahost tätig.

Verlag und Autor seien mit seiner Arbeit sehr zufrieden, schrieb man. Sein Honorar werde ihm in Kürze überwiesen.